Standpunkt/SEB Heft 232/2018

Evangelische Fußspuren im katholischen Wien

Exkursion am 9.3.2018 im Rahmen der Tagung des Evangelischen Bundes in Österreich und des Evangelischen Bundes in Hessen in Wien

von Karl-Reinhart Trauner

Vorbemerkung

Es gibt kein „katholisches“ Österreich oder kein „katholisches“ Wien im Mittelalter oder in der Frühen Neuzeit, denn im Mittelalter war Österreich „christlich“ (ohne konfessionellen Bezug) und in der Frühen Neuzeit war Österreich einschließlich Wien deutlich mehrheitlich evangelisch.

Erst seit der Niederschlagung der reformatorischen Bewegung in Österreich durch die Habsburger (die v.a. in der evangelischen Kirchengeschichtsschreibung sog. „Gegenreformation“) wurde das „katholische“ Österreich im Sinne einer Staatsideologie entwickelt; und zwar in Zusammenhang mit den erfolgreichen Türkenkrieges (sowie der Überwindung der Pest). Dazu gehörte auch ein „katholisches“ Wien als Hauptstadt. Dieses Verständnis des „katholischen Charakters“ Österreichs und Wiens wurde auch bald zu einem Selbstverständnis, letztlich bis in den Ständestaat (1933/34–1938) hinein.

Der Protestantismus ist eine Marginalie mit gegenwärtig rund 3,4 % der Wohnbevölkerung; das wird auch für Wien zutreffen. Für den österreichischen Katholizismus war es ein Schockerlebnis, als um die Jahrtausendwende die symbolträchtige Marke von 50 % unter(!)schritten wurde und damit das historische Selbstverständnis massiv in Frage gezogen wurde.

Die letzte tatsächlich durchgeführte Volkszählung des Jahres 2001 (bezogen auf die Wohnbevölkerung) ergab für Wien folgendes Bild: Wien hatte knapp über 1,5 Mill. (1,550.123) Einwohner, davon waren

- 49,2 % römisch-katholisch (762.089);
- 4,6 % evangelisch A.B. und H.B. (72.492).

Demgegenüber waren aber

- 7,8 % muslimisch (121.149); und
- 25,6 % (!) ohne religiöses Bekenntnis (397.596) – wozu vielleicht auch noch die 4,2 % (65.750) zu zählen wären, die keine Angaben gemacht haben (das sind dann 29,8 %)

Die Zahlen sind zweifellos nicht aktuell, die Entwicklungstrends aber leicht vorstellbar. Dennoch sind „die Evangelischen“ (was auch immer man darunter im Konkreten meint) im öffentlichen Leben statistisch gesehen über ihren Bevölkerungsanteil hinaus präsent. Die gegenwärtige Regierung macht dies deutlich: Von den insgesamt 14 Mitgliedern der Bundesregierung (ein Kanzler und 13 Ministerinnen und Ministern) sind immerhin drei – und damit weit mehr, als es die Statistik erwarten ließe – evangelisch: der Bundesminister für Wissenschaft, Bildung und Forschung, Univ.-Prof. Dr. Heinz Faßmann; die Bundesministerin für Arbeit, Soziales, Gesundheit und Konsumentenschutz, Mag. Beate Hartinger-Klein, und der Bundesminister für Verkehr, Innovation und Technologie, Ing. Norbert Hofer. Alle drei können als „bekennende“ Protestanten bezeichnet werden: Heinz Faßmann war sogar Gemeindevertreter in seiner Pfarrgemeinde, Beate Hartinger-Klein hat ihre Konfessionszugehörigkeit immerhin auf ihrer Internet-Seite notiert, und Norbert Hofer ist vor einigen Jahren durchaus aus religiösen Gründen, wie er selbst erklärte, zur Evangelischen Kirche konvertiert.

Die Evangelische Kirche ist dennoch keine (!) wachsende Kirche (mehr), auch wenn sie das gerne hätte. Sie ist nach wie vor eine Marginalie, die geschichtliche Entwicklung hat aber selbst im „katholischen“ Wien aus der Römisch-katholischen Kirche mit ihrem allumfassenden Anspruch eine unter anderen Religionsgemeinschaften und Konfessionskirche mit dem Charakter einer Teilkirche gemacht; was aber noch nicht überall angekommen ist.

Noch immer hat die Römisch-katholische Kirche mit ihren 49,2 % mehr als doppelt so viele Mitglieder als alle nicht-katholischen Religionsgemeinschaften zusammen (20,9 %; 324.733), selbst wenn dabei die „sonstigen“ Gruppen (7,5 %; 116.970) – es handelt sich dabei wohl in erster Linie um nicht anerkannte Religionsgemeinschaften und -gruppen – bereits mitgezählt sind.

Mit der Statistik wird damit einerseits die weiterhin gegebene katholische Mehrheit in Wien dokumentiert; auch wenn sie nur mehr eine relative Mehrheit ist,

so ist sie dennoch sehr deutlich. Wien hat nach wie vor ein katholisches Gesicht. Andererseits wird die Idee eines „katholischen" Wiens, die mit der Gegenreformation und den Türkenkriegen auf das Deutlichste zusammenhängt, deutlich in Frage gestellt. Man denke hier nicht so sehr an die Evangelischen, die nach wie vor eine statistisch gesehen verschwindende Minderheit sind, sondern v.a. an die muslimische Bevölkerungsgruppe.

Karlsplatz (Wien I. und IV.)

1. Karlskirche

Eine der bekanntesten Kirchen Wiens, die Karlskirche, wurde programmatisch nach Karl Borromäus benannt; er war Kardinal, Erzbischof von Mailand und ein bedeutender Vertreter der Erneuerung der Römisch-katholischen Kirche, aber auch des Kampfes gegen den Protestantismus. Schon zu Lebzeiten wurde er als Idealtypus des christlichen Kirchenfürsten verehrt. 1610 wurde er von Papst Paul V. heiliggesprochen.

Der Barock war „der" Baustil des katholischen Österreichs, der Herrscher, des Adels und der (Römisch-katholischen) Kirche.

In der Kuppel der Karlskirche, die nach Plänen von Johann Bernhard Fischer von Erlach erbaut und 1737 eröffnet wurde, findet sich als Teil des großen Freskos von Johann Michael Rottmayr aus Salzburg auch ein Bild Martin Luthers: Es zeigt den Reformator, stellvertretend für jegliche Ketzerei und Häresie, in Gemeinschaft mit dem Teufel; ein negativer Fußabdruck der Reformation im Zeichen der Gegenreformation.

Etwas mehr als 150 Jahre nach der Heiligsprechung Karl Borromäus' und rund 50 Jahre nach der Eröffnung der Karlskirche wurde der Protestantismus in Österreich durch das Toleranzpatent Kaiser Josephs II. (1781) erlaubt. Von einem Aufschwung im eigentlichen Sinn konnte allerdings keine Rede sein, evangelische Fußabdrücke sind selten.

Die zweite Hälfte des XIX. Jahrhunderts aber brachte ein – fast möchte man sagen – Kontrastprogramm. Die kleine evangelische Gemeinschaft war überrepräsentiert, was nicht unwesentlich mit dem Liberalismus und der Umgestaltung Wiens in eine moderne Großstadt zusammenhängt. Industrialisierung und Globalisierung (was damals in erster Linie Öffnung gegenüber deutschen Staaten

bedeutete), Gründerzeit, Wissenschaft und teilweise Antiklerikalismus (gegen die dogmatischen und gesellschaftlichen Ansprüche der Römisch-katholischen Kirche), Demokratisierung, Fortschritt ...; all das stellte die alten „barocken" Eliten in Frage und erzeugte ein gesellschaftliches Klima, in dem sich die kleine evangelische Community entfalten und entwickeln konnte. Das wird auch an Baudenkmälern greifbar.

2. Evangelische Schule

Die Ringstraße ist „das" Prestigeprojekt Wiens in der zweiten Hälfte des XIX. Jahrhunderts. Die Prachtstraße symbolisiert das imperiale, aber moderne Wien. Es dominiert die Neoklassizistik (neobyzantinischer, neogotischer, Neorenaissance-Baustil – oft je nach Art und Zweck des jeweiligen Gebäudes). Barockbauten sind selten. Die neuen Eliten (bürgerlich, wirtschaftlich oder wissenschaftlich erfolgreich; erfolgsorientiert) stellen sich dar; sie haben die alten Eliten (adelig mit alter Tradition) sichtlich (!) abgelöst.

Im Gesamtkomplex der Ringstraße findet sich bemerkenswerterweise kein Kirchenbau. Sowohl die Karlskirche (heute Wien IV.) als auch die Votivkirche wurden bereits vor dem Bau der Ringstraße erbaut und wurden lediglich indirekt bei der Konzeption einbezogen. Die evangelische Schule am Karlsplatz ist das einzige kirchlich verankerte Gebäude im eigentlichen Ensemble der Ringstraße.

Das Bildungswesen ist seit der Reformationszeit ein wichtiges Anliegen der Evangelischen, schon 1794 war eine evangelische Schule in Wien eingerichtet worden. Das repräsentative Schulgebäude am Karlsplatz wurde 1861/62 nach Plänen des evangelischen Architekten Theophil von Hansen errichtet; er war einer der wichtigsten Ringstraßen-Baumeister. 1872 wurden bereits 25 Klassen mit 1428 Schülern geführt, wobei 20 Klassen im Gebäude am Karlsplatz untergebracht waren, die übrigen in der evangelischen Volksschule in Gumpendorf (heute Wien VI.).

Das Jahr, in das die Initiative des Schulbaus fällt (1861), ist für den Protestantismus in Österreich von tiefgreifender Bedeutung. 1861 wurde durch das Protestantenpatent den Evangelischen Kirchen rechtliche Gleichstellung zuerkannt. Damit stand einer weiteren Entfaltung evangelisch-kirchlichen Lebens im öffentlichen und gesellschaftlichen Bereich nichts mehr im Wege. Die Schulgründung ist damit als deutliches Lebenszeichen eines neuen evangelischen Selbstverständnisses zu sehen.

Der Kultur- und Bildungssektor war – neben der Wirtschaft – einer jener Bereiche, wo sich Evangelische besonders hervortaten. Ende des XIX. Jahrhunderts war rund ein Drittel der Professoren an der Alma Mater Rudolfina, der Wiener Universität, evangelischer Konfession.

3. Musikverein

Neben dem Bildungsbereich war es die Kunst, wo sich viele Evangelische einen Namen machen konnten. Doch zuerst kam das Gebäude. 1870 eröffneten die „Musikfreunde" ihr neues Gebäude, den Musikverein, „das die Macht der Musik in einem Tempel der Kunst feiert" (J. Reiber). Der Baumeister war wie bei der Evangelischen Schule Theophil von Hansen, der in Athen gebaut hatte und von dort Anregungen für die Gestaltung des Gebäudes mitbrachte. Der Musikverein ist im historisierenden Stil nach Vorbildern aus der griechischen Antike gebaut: Säulen, Karyatiden und Giebel-Reliefs lassen die Assoziation zu, hier sei ein Tempel für die Musik errichtet worden.

Das Herz des Musikvereinsgebäudes ist der „Große Musikvereinssaal". Er gehört zu den schönsten Konzertsälen der Welt, der nahezu sakralen Charakter hat. Der große Saal ist mit einem Deckengemälde von August Eisenmenger versehen; auch er war evangelisch.

Es ist bezeichnend, daß die Konfessionalität von Hansen oder Eisenmenger in den allermeisten Abhandlungen über den Musikverein keine Erwähnung findet. Das braucht es auch nicht, denn es findet sich nichts Kirchliches im engeren Sinn im Gebäude, höchstens der offene Geist. Dieser Sachverhalt zeigt aber auch, wie sehr der Protestantismus zu einem selbstverständlichen Bestandteil der Wiener Zivilgesellschaft geworden war. Das gilt auch für andere Bauwerke der Zeit.

4. Stadtbahnstation

(U-Bahn-Station) Karlsplatz: 1898 wurde die sog. Wiener Stadtbahn als ein öffentliches Nahverkehrsmittel für Wien und Umgebung eröffnet. Sie ist zumeist als Hochbahn auf den charakteristischen gemauerten Stadtbahnbögen oder in Teilstrecken auch unterirdisch ausgeführt. Die Stadtbahn zählt zu den Hauptwerken des evangelischen Architekten Otto Wagner; sein wahrscheinlich bekanntestes Bauwerk ist die Kirche am Steinhof (Otto-Wagner-Kirche). Wagner legte großen Wert darauf, dass das gesamte Bauwerk der Stadtbahn einheitlich, als Gesamtkunstwerk, gestaltet ist. Dazu zählten nicht nur die Bauwerke selbst, sondern auch die Ausgestaltung (Fahrkartenschalter, Geländer ...). Bemerkenswert sind die Stationen, die in einem Übergangsstil zwischen Späthistorismus (Gründerzeitstil) und frühem Jugendstil gestaltet sind.

Eine Besonderheit stellt die Stadtbahnstation am Karlsplatz dar. Sie ist reiner Jugendstil. Am Karlsplatz fährt die Stadtbahn, heute die U-Bahn, unterirdisch, die Station ist oberirdisch. Sie besteht aus zwei mit Ornamenten reich verzierten, einander gegenüberliegenden Pavillons. Auch die Ausführung verweist in die Moderne: Sie ist als Stahlskelettbau mit vorgehängten Marmorplatten ausgeführt und im damals sehr modernen Jugendstil dekoriert. Die Blumenornamente gestaltete (der Katholik) Joseph Maria Olbrich.

Westlich des Karlsplatzes ist mit dem Gebäude der Secession das Kraftzentrum des Wiener Jugendstils gelegen. Zu den Gründungsmitgliedern der Secession zählen die Evangelischen Kolo Moser und Otto Wagner, den Ehrenvorsitz übernahm der evangelische Maler Rudolf von Alt. Über dem Eingangstor des Ausstellungsgebäudes der Secession prangt der vom Protestanten Ludwig Hevesi geprägte Spruch: „Der Zeit ihre Kunst – Der Kunst ihre Freiheit".

Am Ende des XIX. Jahrhunderts stellten Evangelische die Avantgarde; es war en vogue, evangelisch zu sein.

Josefsplatz (Wien I.)

Ab jetzt läuft die Chronologie zurück. Der Weg begann am Karlsplatz mit der Auslöschung bzw. Verteufelung des Protestantismus (Karlskirche) und zeigte dann den Weg zur überrepräsentierten Minorität, die in der Zivilgesellschaft (nicht so sehr in der amtlichen) nicht nur gut verankert war, sondern diese auch lebendig mittrug und mitgestaltete. Das ist – natürlich in Ausnahmefällen, die aber dennoch bemerkenswert sind – auch schon für die Zeit des XVIII. Jahrhunderts bemerkbar, sogar schon in der Zeit vor Erlass des Toleranzpatents 1781. Man denke nur an Feldmarschall Friedrich Heinrich von Seckendorff, der zeitweise der Stellvertreter von Prinz Eugen war, oder an den Siebenbürger Samuel von Brukenthal, der persönlicher Berater Maria Theresias war. Beide waren bekennend evangelisch; und zwar zu einer Zeit, als es in Österreich noch nicht erlaubt war, evangelisch zu sein.

Einer derjenigen, der bald nach dem Toleranzpatent sein Evangelisch-Sein in Wien sehr aktiv lebte, war der Bankier und spätere Reichsgraf Johann von Fries.

5. Palais Fries (Pallavicini)

Der Josefsplatz gehört zum Gesamtkomplex der Hofburg und ist nach Kaiser Joseph II. benannt, der 1781 das Toleranzpatent erlassen hatte. Er ist einerseits vom Redoutensaaltrakt, der Hofbibliothek und dem Augustinertrakt (alle drei sind Teil der Hofburg) umschlossen. Auf der anderen Seite bildet die nordöstliche Abgrenzung das Palais Fries-Pallavicini.

Das Palais ist nach Johann von Fries benannt. Er schuf den Maria Theresien-Taler und bewahrte damit Österreich vor dem Staatsbankrott. Der evangelische Bankier erwarb einen Großteil des ehemaligen, nun im Zuge der staatlichen Reform Josephs II. aufgelassenen Königinnenklosters sowie ein benachbartes Gebäude am heutigen Josefsplatz. Teile des Anwesens in der Dorotheergasse übergab er gegen geringes Entgelt den beiden entstehenden evangelischen Pfarrgemeinden A.B. und H.B., die dort ihre Kirchen einrichten konnten.

Am Josefsplatz ließ er sich sein Palais, das heutige Palais Pallavicini, erbauen. Bei dem Gebäude kam eine gewisse evangelische Nüchternheit – im Gegensatz zum barocken Selbstverständnis des römisch-katholischen österreichischen Hofadels – bei der Gestaltung der Fassade zum Ausdruck. Das Gebäude gilt als erstes in Wien mit einer rein klassizistischen Fassade. Durch die anhaltende Kritik v.a. seitens des alteingesessenen (katholischen) Adels über die in unmittelbarer Nähe zur kaiserlichen Hofburg viel zu einfache Fassade sah sich Fries gezwungen, das Portal im Geschmack der Zeit umzugestalten.

Der Sohn Johann Fries', Moritz Christian von Fries, war wie sein Vater ein großer Kunstmäzen. Ihm widmete Ludwig van Beethoven seine 7. Symphonie. Das kostenintensive Leben des Reichsgrafen führte allerdings zum Bankrott seines Bankhauses. Für Ferdinand Raimund diente er in seinem Stück „Der Verschwender" (1836) als Vorbild der Hauptperson (Flottwell).

Den heutigen Namen, Palais Pallavicini, erhielt das Gebäude, nachdem es 1842 nach dem Zusammenbruch des Bankhauses Fries von Eduard von Pallavicini erworben wurde.

Das Toleranzpatent sah eine Evangelische Kirche A.B. (Augsburgischen Bekenntnisses) und eine Evangelische Kirche H.B. (Helvetischen Bekenntnisses) vor. Beide waren selbständig, jedoch an der Spitze – in einem Konsistorium – miteinander verbunden. Johann von Fries förderte die Entstehung einer eigenständigen evangelischen Kirchenstruktur durch die Ermöglichung des Baues zweier evangelischer Kirchen in der Hauptstadt des Reiches.

6. Evangelische Stadtkirchen (Dorotheergasse)

Schon bald nach dem Erlass des Toleranzpatentes gründeten sich die beiden evangelischen Pfarrgemeinden A.B. und H.B. in Wien. Dabei war hilfreich, dass es in Wien schon früher an Gesandtschaften evangelische Pfarrer gegeben hatte.

Die Erschaffung der Kirchengebäude (eigentlich Bethäuser) war durch Johann von Fries möglich; auch ausländische Potentaten halfen, wie bei der reformierten Pfarrgemeinde die Fürsten zur Lippe. Die Pfarrgemeinde A.B. nutzte dazu die ehemalige Klosterkapelle des Königinnenklosters und schuf die heutige Lutherische Stadtkirche, die reformierte Pfarrgemeinde musste ein neues Kirchengebäude nach den Vorschriften des Toleranzpatentes erbauen.

Die Restriktionen waren deutlich. Die (heutige) Reformierte Stadtkirche entstand 1783/84 nach Plänen von Gottlieb Nigelli, einem katholischen Baumeister, und war entsprechend den Toleranzbestimmungen ursprünglich nach außen nicht als Kirche erkennbar. Denn dem ursprünglichen Charakter der Toleranz wie auch dem nach wie vor bestehenden Verbot der öffentlichen Religionsausübung („öffentliche Religions-Exercitii") entspricht es, dass den tolerierten Kirchen keine regelrechten Kirchenbauten zugestanden wurden. „In Ansehung des Betthauses befehlen Wir ausdrücklich, daß, wo es nicht schon anders ist, solches kein Geläut, keine Glocken, Thürme, und keinen öffentlichen Eingang von der Gasse, so eine Kirche vorstelle, haben …", so das Toleranzpatent. Evangelische waren also geduldet, sollten aber keinerlei Fußspuren hinterlassen.

Evangelischen war damit der Bau von Kirchen nicht erlaubt, nur von Bethäusern. Die Kirchen bzw. Bethäuser sollten wie ein normales Gebäude aussehen. Das galt fürs Äußere. Aber das Innere der Reformierten Stadtkirche gilt heute als der bedeutendste klassizistische Sakralraum in Wien.

Im August 1783 hielt jedenfalls Johann Georg Fock, der dänische Gesandtschaftsprediger, als Pastor der neugebildeten Pfarrgemeinde A.B. seinen ersten Gottesdienst. Knapp danach wurde er vom Kaiser zum Superintendenten für Niederösterreich und Innerösterreich ernannt. Der holländische Gesandtschaftsprediger Karl Wilhelm von Hilchenbach wurde der erste Pfarrer der neugebildeten Pfarrgemeinde H.B. in Wien.

Nach den beiden Kirchen in der Dorotheergasse dauerte es mehr als 50 Jahre, bis wieder eine evangelische Kirche in Wien eröffnet werden konnte. Die Kirche in Wien-Gumpendorf (Wien VI., heute Gustav-Adolf-Kirche) wurde zwischen 1846 und 1849 errichtet; und damit noch nach den Bestimmungen des

Toleranzpatents nach Plänen von Ludwig Christian von Förster erbaut; er baute später auch an der Ringstraße mit. Dass die Pläne für die Gumpendorfer Kirche aber von einem damals bereits berühmten Architekten, der überdies evangelisch war, stammen, deutet schon die veränderte gesellschaftliche Situation an.

1849 fielen die restriktiven Baubestimmungen für evangelische Bethäuser bzw. Kirchen; ab nun durfte es Türme und Geläut geben. Dass die beiden Betsäle in der Dorotheergasse auch nach außen als Kirchen ersichtlich wurden, dauerte allerdings noch rund ein viertel Jahrhundert.

Erst 1876 wurde die Fassade der Lutherischen Stadtkirche vom evangelischen Architekten Otto Thienemann neu gestaltet, so dass sie auch von außen als Kirchenbau sichtbar war. Ein Turm im eigentlichen Sinn wurde nicht aufgeführt. Noch später, 1887, erfolgte bei der Reformierten Stadtkirche der Umbau durch den Katholiken Ignaz Sowiński, hier allerdings mit der Errichtung einer neobarocken Einturmfassade. Am Äußeren hatte sich die Reformierte Stadtkirche damit ganz und gar den katholischen Kirchengebäuden angeglichen, bis hin zum Barockstil. Fühlte man sich 1887 schon so vollkommen integriert und gesellschaftlich verankert? Oder wollte man damit ein Zukunftsprogramm dokumentieren?

Stephansplatz (Wien I.)

7. Stephansdom

Weite gesellschaftliche Kreise Wiens öffneten sich schon bald reformatorischen Gedanken. Der humanistisch gesinnte Universitätsprofessor Johannes Cuspinian (Spießheimer) stand in Briefverkehr mit Luther, Zwingli studierte eine Zeit lang in Wien. Die Universität weigerte sich, die Bannandrohungsbulle gegen Luther, die im November 1520 Johannes Eck übersandt hatte, zu publizieren. Unterstützt wurde die Alma Mater Rudolfina durch den Bürgermeister von Wien, Martin Siebenbürger. Um 1580 waren rund vier Fünftel der Stadtbewohner evangelisch.

Sogar ein Habsburger und Kaiser der Zeit dachte und fühlte evangelisch und hatte einen deklariert evangelischen Hofprediger. Ob jedoch Maximilian II. wirklich (in konfessionell-kirchlichem Sinn) evangelisch war oder eher dem Reformkatholizismus zuzurechnen ist, bleibt eine offene Frage. In einer Zeit, in der die Übergänge oft unscharf waren, ist diese Frage nicht nur für den Kaiser schwer

zu beantworten. Eine konfessionelle Zuordnung war angesichts noch nicht voll ausgeprägter kirchlich-konfessioneller Strukturen auch gar nicht möglich. Selbst viele Menschen, die offiziell nach wie vor der katholischen Kirche angehörten, dachten in wesentlichen Punkten evangelisch.

Die Hauptkirche Wiens war jedoch demgegenüber immer ein Zentrum des Katholizismus. Auch wenn die Bevölkerung Wiens mehrheitlich evangelisch war, so war dies nicht der Klerus der Stephanskirche. Daran kann auch nichts ändern, daß 1522 der Reformator Paul Speratus im Stephansdom negativ über die Klostergelübde und das Zölibat predigte; übrigens auf Einladung des Wiener Bischofs Georg von Slatkonia.

Evangelische Fußspuren finden sich aber sogar im und am Dom. Die augenfälligsten Spuren befinden sich außen am Kirchengebäude, und zwar in Form von Grabsteinen, die bis heute sichtbar an der Fassade des Stephansdoms angebracht sind. Es finden sich hier Epitaphe, die durchaus einem evangelischen Geist zuzurechnen sind. Erkennbar ist das einerseits an Motiven, die aus typisch evangelischen Gebieten und der Kunst der Zeit bekannt sind, wenn bspw. der Verstorbene direkt unter dem Kreuz stehend abgebildet wird. Noch deutlicher wird die konfessionelle Dimension aber, wenn auf Grabplatten Bibelinschriften nicht nach der Vulgata, sondern nach der Lutherbibel zitiert sind. In einer Zeit der konfessionellen Spannung kommt das einem Bekenntnisakt gleich.

Am interessantesten ist das Grabmal des Wiener Bürgers Franz Lackner (gest. 1571) – es befindet sich an der Außenseite des Doms im Bereich Südturm-Apsis – mit seinem Gesetz-und-Gnade-Bild. Dieses Motiv ist nun unverkennbar protestantisch. Denn im Gegensatz zum mittelalterlichen Motivenvorbild rettet der Auferstandene nicht Adam und Eva, sondern die gläubigen Menschen schlechthin. Das mittelalterliche Fegefeuer wurde im XVI. Jahrhundert zur Höllenfahrt Christi umgedeutet und das Bildmotiv damit zu einem reinen Auferstehungsmotiv. Durch das Fehlen des Fegefeuers fällt auch die Notwendigkeit der Fürbitte von Heiligen oder durch Seelenmessen weg. Am auffälligsten ist jedoch die menschliche Figur in der Mitte der Darstellung. Er steht zwischen der Hinwendung zur Sünde, personifiziert durch Adam und Eva, und der zum Auferstandenen.

Nun lässt die nähere Bildinterpretation kein klares evangelisch-kirchliches Bekenntnis erkennen. Ob Franz Lackner nun deshalb tatsächlich bekennend evangelisch war oder ob er dem Reformkatholizismus zuzurechnen ist, muss offenbleiben, auch wenn vieles für ein evangelisches Bekenntnis spricht. Jedenfalls wird hier evangelischer Geist im Sinne eines reformatorischen Aufbruchs sichtbar dargestellt.

Es handelt sich hierbei also zweifellos um eine evangelische Fußspur, sogar an einem pointiert katholischen Bauwerk.

Eine andere Überlegung muss sich anschließen. Es ist auffällig, dass sich die mehr oder weniger deutlich evangelischen Grabdenkmäler nach wie vor am Stephansdom finden. Anders gesagt: Zweifellos war dem katholischen Klerus die konfessionelle Dimension der Denkmäler bekannt und bewusst. Nicht im XVI. Jahrhundert, als es sich bei den Toten um Angehörige einflussreicher Wiener Familien gehandelt haben dürfte, aber sehr wohl in der Zeit der Gegenreformation wäre es ein Leichtes gewesen, die „evangelischen" Denkmäler zu entfernen. Aber das geschah nicht.

Man mag sich nach dem Grund fragen. Antworten werden bruchstückhaft bleiben müssen. Es mag eine Abscheu gegen jegliche Form von Bilderstürmerei gewesen sein; vielleicht auch eine gewisse Ehrfurcht vor einem Grab; möglicherweise gepaart mit dem Bewusstsein, dass im Tod Gott der alleinige Richter auch über Recht- und Falschgläubigkeit ist. Ob es frühe Toleranz oder gar Toleranz im heutigen Sinn, also eigentlich Akzeptanz, war, muss vehement bezweifelt werden. Aus heutiger Sicht sind solche Mutmaßungen müßig. Gewissheit wird es keine geben.

Dennoch ist auch heute der Bestand der „evangelischen" Denkmäler an der wichtigsten Kirche Wiens, wenn nicht Österreichs, von großer symbolischer Bedeutung. Nicht nur, daß sie den evangelischen Anteil an der traditionsreichen (Kirchen-)Geschichte Österreichs anschaulich dokumentieren, dokumentieren sie auch einen Prozess, der angesichts der konfliktbeladenen konfessionellen Geschichte Österreichs als frühes Zeugnis eines „Healings of Memories" bezeichnet werden könnte. Die Denkmäler sind damit ein wichtiger, gemeinsamer evangelisch-katholischer Impuls für das Zusammenleben im heutigen multireligiösen Wien.

Zum Autor:
Karl-Reinhart Trauner, Dr. theol., Dr. phil., Privatdozent für Kirchengeschichte an der Evangelisch-Theologischen Fakultät in Wien, hauptberuflich Militärsuperintendent, Vorstandsmitglied des Evangelischen Bundes in Österreich und der Gesellschaft für die Geschichte des Protestantismus in Österreich

„Unsere Kirchen haben die gleichen Probleme"

Das Protestantische Forum für Junge Theologie in Breslau vom 4. bis 8. April 2018

von Daniel Lenski

Alex Clare-Young steht auf dem Balkon des Evangelischen Zentrums in Breslau und kratzt sich an seinem Stoppelbart. Unten fährt die hellblaue Straßenbahn durch die Hauptstraße der traditionsreichen schlesischen Stadt. „Wir sind so unterschiedlich und bilden doch eine Gemeinschaft. Wir reden und beten, wir lachen und klagen gemeinsam und sind alle gleichermaßen auf der Suche, gemeinsam im Verständnis füreinander zu wachsen", fasst der 26-jährige Schotte seine Eindrücke der letzten Tage zusammen. Clare-Young ist einer von 17 jungen Teilnehmern, die aus ganz Europa in Breslau zusammengekommen sind, um für fünf Tage über die Zukunft des Protestantismus in Europa zu sprechen. Einige von ihnen sind bereits Pfarrer, andere arbeiten an ihrer Doktorarbeit, die meisten studieren allerdings noch, so wie auch Clare-Young in Cambridge: „In meinem College sind wir nur wenige Theologiestudenten meiner eigenen Kirche. Deshalb tut es gut zu sehen, wie viele unterschiedliche Menschen in ganz Europa bereit sind, Verantwortung für ihre Kirchen zu übernehmen."

Die Teilnehmer des „Protestantischen Forums für Junge Theologie", das vom Evangelischen Bund Hessen und der Gemeinschaft Evangelischer Kirchen in Europa (GEKE) organisiert wurde, stellten auch ihre Kirchen vor. Dabei wurden die ganz unterschiedlichen Herausforderungen deutlich, vor denen die Kirchen in Europa stehen. Während etwa Clare-Young von der kirchlichen Situation in Großbritannien nach dem Brexit berichtet, weist Kevin Kirs (24) aus Estland auf die Situation der Frauen in dem baltischen Land hin. „Bei uns im Norden des Landes ist die Situation eigentlich besser, doch auch da hat sich vor kurzem eine Gemeinde geweigert, eine Frau als Pfarrerin zu akzeptieren. Im Vergleich zu früher gibt es im ganzen Land mehr kritische Anfragen", stellt der Masterstudent aus Tartu fest. Die Abschaffung der Frauenordination in Lettland 2016 sei natürlich auch in Estland aufmerksam wahrgenommen worden.